

Elisabeth von Thüringen – Frage auf eine Antwort

CHRISTOPH KÜHN

Es gibt, ihr Vorbild Franz von Assisi ausgenommen, wohl keine Person der Kirchengeschichte, die solch unterschiedliche Deutungen hervorgerufen hat wie Elisabeth von Thüringen, deren 800. Geburtstag wir in diesem Jahr begehen. Ist sie für heutige Menschen ein „moralisches Klischee“, wie ihre Biographin Elisabeth Busse-Wilson geäußert hat, oder doch ein Vorbild im Glauben durch eine kompromisslose Bereitschaft zur Christusnachfolge? Die Frage auf eine vermeintliche Antwort des Lebens und Wirkens der hl. Elisabeth für eine heutige Glaubenspraxis zielt in mehrere Richtungen.

Da gibt es die schnell hingesagten Antworten von einer heiligen Elisabeth als Botin eines naturfrommen und einfachen Lebens, von ihrem persönlichen Christsein abseits gesellschaftlicher Konventionen, von dem Lobpreis auf eine unvergleichliche Heilige und von der Nachfolgerin Christi, die in letzter Radikalität das Evangelium lebte.

Die Rede von der Nachfolge Christi trifft natürlich den Kern der Sache; in der Beschreibung kommt sie jedoch über rhetorische Allgemeinheiten häufig nicht hinaus. Überblicken wir die zahlreichen Darstellungen zum Leben Elisabeths, so reichen sie von einer getreulich-frommen Nacherzählung der überlieferten Legenden über eine pastorale Auslegung ohne Bezugnahme auf die gesicherten Fakten, eine psychologisierende Auseinandersetzung mit ihrer Persönlichkeit und eine nüchterne, oftmals langwierig mit wenig ergiebigen Details zum gesellschaftlichen Umfeld angereicherte Analyse der Hauptquellen bis hin zum engagierten Aufruf zu sozialem Engagement, für das die Heilige zum Vorbild genommen werden soll. Nur in seltenen Fällen wurde der Versuch unternommen, die Handlungen Elisabeths aus dem frömmigkeitsgeschichtlichen Kontext der Zeit zu verstehen.

1. Zur Überlieferungsgeschichte

Bereits die Quellenlage, so vorzüglich sie für eine Landesfürstin des Hochmittelalters ist, wirft Fragen auf. Es gibt drei Hauptquellen, die zeitnah nach ihrem Tod im Jahre 1231 entstanden sind:

- 1). Die sogenannte „epistola“ oder „summa vitae“, die Elisabeths Beichtvater Magister Konrad 1232 auf Nachfrage der römischen Kurie im Zuge des Kanonisierungsprozesses verfasst hatte.
- 2). Der „Libellus“, zusammengestellt nach Zeugenaussagen der Dienerinnen Elisabeths, vor allem ihrer engsten Gefährtinnen Guda und Isentrud, und für die letzten beiden Lebensjahre von zwei späteren Dienerinnen, Irmingard und einer weiteren Elisabeth. Der Libellus existiert in einer kürzeren, bald nach dem Tod zusammengestellten Fassung und einer ausführlichen Version aus dem Jahre 1244.
- 3). Die „Vita S. Elisabeth“, die der rheinische Zisterzienserprior Cäsarius von Heisterbach 1236 zum ersten Jahrestag der Heiligsprechung im Auftrag des Deutschen Ordens verfasst hat. Sie fußt auf dem Libellus mit den Aussagen der Dienerinnen, wartet aber darüber hinaus mit bemerkenswerten Details über Magister Konrad, den Cäsarius persönlich gekannt hat, auf. Eine weitere noch im 13. Jahrhundert, jedoch erst 60 Jahre nach Elisabeths Tod entstandene Quelle ist die im Verhältnis ausführliche und ausgeschmückte Lebensbeschreibung der Heiligen aus der Feder des Erfurter Dominikaners Dietrich von Apolda. Sie bezieht auch die „Gesta Ludovici“ des Kaplans Berthold, eine 1228 entstandene Lebensbeschreibung des Landgrafen Ludwig IV., ein.

Daneben bildete sich in Italien ein von den Franziskanern beförderter Überlieferungsstrang heraus, der zwischen 1263 und 1273 in die „Legenda Aurea“ des Genueser Dominikaners Jacobus de Voragine eingeflossen ist und unser Bild von der Heiligen mehr geprägt hat, als es die Aussagen der Zeitgenossen vermocht haben. Eine innerhalb dieser Tradition entstandene Vita des 13. Jahrhunderts, die in einem Codex der Biblioteca Laurenziana in Florenz enthalten ist, nennt erstmals das heute bekannteste Elisabethwunder, die Verwandlung von Rosen in Brot nach einer Ermahnung durch den Zieh- und späteren Schwiegervater der Heiligen, den Landgrafen Hermann I. Das Rosenwunder wurde im 14. Jahrhundert auf einer Wandmalerei in der Franziskanerkirche zu Arezzo dargestellt und hat anschließend in der italienischen Kunst Verbreitung gefunden. In Deutschland wurde es hingegen kaum rezipiert: Die mittelalterlichen Darstellungen des deutschsprachigen Raumes beschränken sich auf wenige Beispiele wie ein Glasfenster in Münnerstadt/Unterfranken (um 1420) und eine Skulptur im Wiener Stefandom (um 1470). Erst die Romantik machte das Rosenwunder populär: Nachdem zwei in Rom lebende Künstler, die Gebrüder Riepenhausen, das Motiv 1822 nach Deutschland vermittelt hatten, gaben die Maler Friedrich Wilhelm Müller und Moritz von Schwind sowie der Dichter Ludwig Bechstein der an sich nebensächlichen Legende eine prägnante künstlerische und literarische Form. Das Elisabethbild wurde dadurch jedoch allzusehr in Richtung eines romantischen Sakraldornröschens verformt.

Die Aussagen der Zeitgenossen erwähnen das Rosenwunder nicht, obwohl sie im Zusammenhang des Heiligsprechungsverfahrens niedergeschrieben wurden und ihren Autoren daher jedes Mirakel zur Unterstützung der Heiligsprechung willkommen war. Die ältesten Lebensbeschreibungen wurden verfasst, um die Kanonisierung zu erreichen oder um unmittelbar im Anschluss die Verehrung der Heiligen zu fördern. Sie verfolgen bestimmte Absichten und müssen entsprechend gelesen werden. Interessanter noch als das, worüber sie berichten, sei, so schreibt Elisabeth Busse-Wilson in ihrer textanalytischen Studie, das, was sie uns nicht sagen: Lässt sich Magister Konrad aus dem, was ausgelassen wird, wirklich als ein besorgter Beichtvater, der manche Exaltiertheit seines Schützlings in vernünftige Bahnen zu lenken suchte, nachweisen, oder eher doch als ein geltungsbedürftiger Sadist, der eifersüchtig über seine Einflussmöglichkeiten gewacht hat?

2. Am Thüringer Landgrafenhof

Elisabeth wurde 1207 als Tochter des ungarischen Königs Andreas II. und seiner Frau Gertrud aus dem Hause Andechs-Meran, einer Schwester der hl. Hedwig, geboren. Der Geburtstag ist entgegen einer späteren Tradition, die den 7. Juli benennt, unbekannt. Gegen den 7. Juli spricht ein auf den 29. November des Vorjahres datiertes Glückwunschs Schreiben von Papst Innozenz III. zur Geburt von Bela, dem ältesten Bruder Elisabeths. Bela muss demnach im Herbst des Jahres 1206 zur Welt gekommen sein. Andererseits berichtet Konrad, Elisabeth habe bei ihrem Tod in der Nacht vom 16. auf den 17. November 1231 im 25. Lebensjahr gestanden. Aus all dem ergibt sich für die Geburt Elisabeths eine Zeitspanne zwischen August und Mitte November 1207; der 7. Juli wäre nur bei einer sehr zeitigen Frühgeburt denkbar, und dies auch nur, wenn das ungarische Königspaar sich nach der Geburt des Thronfolgers mit der Zeugung seines zweiten Kindes enorm beeilt hätte.

1211 war die Königstochter demnach kaum vier Jahre, als sie aufgrund eines politischen Heiratsvertrages an den Hof des Landgrafen Hermann I. von Thüringen gekommen ist. Zehn Jahre später wurde sie mit Hermanns Sohn und Nachfolger, dem jungen Landgrafen Ludwig IV. vermählt. Bereits als 14jährige fühlte sie sich zu einer Abkehr von den Inhalten eines höfischen Lebens berufen, um ihr Leben an religiösen Zielen zu orientieren. 1224 lernte sie

durch den Franziskanerbruder Rodeger das Armutsideal des hl. Franz von Assisi kennen. Franziskus hatte sich, nachdem er auf sein väterliches Erbe verzichtet hatte, 1205 mit „Frau Armut“ vermählt, indem er in einer konsequenten Armut die einzige Möglichkeit zu einem apostolischen Leben in der Nachfolge Christi erblickt hatte. Gefährten schlossen sich ihm an, und womöglich auf einer Pilgerreise nach Santiago de Compostela entschloss sich Franziskus, aus seiner Bewegung einen päpstlich sanktionierten Orden werden zu lassen. Die von ihm ausgelöste Armutsbewegung erreichte Thüringen, als die ersten Franziskaner 1224 in Erfurt und ein Jahr später in Eisenach Ordensniederlassungen gründeten. Elisabeth gelang es, durch den Kontakt zu Rodeger ihren eigenen, bereits als Jugendliche gepflegten Armutsidealen eine Richtung zu geben. Wie sehr Franziskus ihr Vorbild wurde, zeigte sich später, als sie ihr Marburger Hospital seinem Patronat unterstellte.

1226 trat mit Magister Konrad ein gelehrter, in Italien ausgebildeter Kleriker in ihr Leben, der als Berater an den thüringischen Hof berufen wurde. Im Frühjahr 1226 legte Elisabeth ihm gegenüber in Eisenach ein Gelübde ab, das weit über die übliche Bindung einer Adligen an ihren Beichtvater hinausging: Sie gelobte Konrad unbedingten Gehorsam und für den Fall des Todes ihres Gemahls ewige Keuschheit:

„Ich hätte allerdings irgendeinem reichen Bischof oder Abt Gehorsam geloben können; ich glaube aber besser zu handeln, wenn ich dem Magister Konrad dieses Gelübde ablegte, weil dieser bettelarm ist. So hatte ich in diesem Leben keine äußere Hilfe zu erwarten.“ (Libellus)

Konrad verpflichtete sie unter anderem dazu, an der landgräflichen Tafel keine Speisen oder Getränke zu sich zu nehmen, die unrechtmäßig erworben wurden, und Elisabeth untersagte dies auch ihren Dienerinnen. Zu den weltlichen Damen am Hof sprach sie, so berichten die Dienerinnen, „wie ein Prediger über Gott“. Auch wenn Ludwig nach den Aussagen des Libellus Verständnis für das Verhalten seiner Gemahlin zeigte, so wurde ihre Stellung am landgräflichen Hof doch schwierig: Man stelle sich vor, die Gattin des Ministerpräsidenten von Thüringen frage bei einem festlichen Diner in der Erfurter Staatskanzlei, durch welchen Betrug, welche Erpressung oder Benachteiligung denn nun schon wieder die Speisen auf den Tisch gekommen seien, und schicke sich anschließend an, den Ehefrauen der anwesenden Staatsgäste ungebetene Ratschläge über ihre persönliche Glaubensausübung zu erteilen.

Eine Bewährungsprobe erfuhr Elisabeths karitative Einstellung in der großen Hungersnot des Jahres 1226. Während Ludwig beim Hoftag Kaiser Friedrichs II. in Cremona weilte, war Elisabeth als Regentin der Landgrafschaft eingesetzt. Die Quellen erwähnen für das Jahr 1226 eine große Teuerung. Getreide war zwar vorhanden, aber knapp und daher sehr teuer. Elisabeth ließ die landgräflichen Kornkammern öffnen und ein Hospital unterhalb der Wartburg erbauen. Magister Konrad berichtet in seiner *summa vitae*:

„Denn, wie sie ihr Leben lang eine Trösterin der Armen war, so fing sie jetzt an, eine Ernährerin der Hungernden zu sein, indem sie nahe ihrer Burg ein Hospital erbauen ließ, in welches sie sehr viele Kranke und Schwache aufnahm, auch allen, die Almosen erbat, gewährte sie reichlich die Spende der Barmherzigkeit, und nicht nur dort, sondern im ganzen Herrschaftsbereich ihres Gatten brauchte sie alle ihre Einkünfte aus seinen vier Fürstentümern in dem Maße auf, dass sie schließlich auch allen Schmuck und alle Gewänder zum Besten der Armen verkaufen ließ.“

Sie ertrug, so berichtet Konrad über ihre Pflege im Hospital, „obwohl ihr sonst verdorbene Luft zuwider war, in diesem Sommer ohne Ekel die schlechteste Krankenluft, die ihre Mägdle nur schwer und mit Murren aushielten.“

Hinter dieser Arbeit stand eine Vorstellung, in welcher der Arme und der Kranke als Christus selbst gesehen wurde. Eine spätere Quelle aus dem 15. Jahrhundert, ein Regelkommentar des Heilig-Geist-Ordens, beschreibt die dem zugrunde liegende Beweisführung in drei Schritten:

„1. Christus kam als Armer zur Welt. 2. Wenn ein König seine Familiaren bekleidet wie er selbst, werden sie von ihm als seine Gefolgsleute ausgezeichnet. Also sind die, die in das Gewand der Armen gekleidet sind, Gefolgsleute des himmlischen Königs. 3. Das Zeichen des himmlischen Königs ist die Armut. Wer das Zeichen des irdischen Königs trägt, geht geschätzt durch dessen Reich. Desgleichen ist der, der das Zeichen der Armut trägt, vor Dämonen sicher.“

Auch hier zeigt sich die Ambivalenz von Elisabeths Verhalten: Während der Hungersnot 1226 war die Landgrafschaft das einzige Fürstentum in Deutschland, in dem sich die Regierung um die notleidende Bevölkerung gekümmert hat. Andererseits hätte eine solche Politik auch den Ruin der Landgrafschaft herbeiführen können. Ludwig muss das befürchtet haben: Als er im Folgejahr Thüringen erneut verließ, um am Kreuzzug Friedrichs II. teilzunehmen, legte er jedenfalls die Regentschaft nicht mehr in die Hände seiner Gemahlin, sondern vertraute sie seinem jüngeren Bruder Heinrich Raspe an.

Schon wenige Monate nach seinem Aufbruch zu diesem Kreuzzug, noch vor der Ausschiffung aus Italien, verstarb Ludwig in Otranto an einer Virusinfektion. Für Elisabeth brach, als ihr die Nachricht vom Tod ihres Gemahls überbracht wurde, eine Welt zusammen:

„Sie fragte: Gestorben? Dann ist mir die Welt gestorben und alles, was mir die Welt bieten kann. Sie stand auf und eilte weinend im stürmischen Lauf durch den Saal. Außer sich, wie von Sinnen, wäre sie weiter gelaufen, wenn die Wand ihr nicht halt geboten hätte. Die Anwesenden traten hinzu und zogen sie von der Wand weg, an der sie gelehnt stand. Aller Augen strömten über vor Tränen aus Trauer über den Tod eines so liebenswerten Mannes und aus Mitleid mit der so beklagenswerten Witwe.“

3. Elendstage in Eisenach

Doch das Mitleid war bald vorüber: Heinrich Raspe verweigerte Elisabeth die beiden ihr zustehenden Witwengüter, nämlich die Mitgift und die Morgengabe. Nicht zu Unrecht befürchtete er, sie würde alles sogleich an die Armen verteilen. Für Elisabeth blieb nur die Konsequenz, den Hof zu verlassen.

„Sie hätte“, so berichten die Dienerinnen, „zwar bei ihrem Schwager den Lebensunterhalt bekommen können, doch sie wollte nicht von der Ausbeutung und der Besteuerung der Armen, wie bei den Fürsten üblich, leben. Daher zog sie es vor, verjagt zu werden und als Lohnarbeiterin mit den Händen den Lebensunterhalt zu verdienen. (...) Sie aber ging in die Stadt, die unterhalb der Burg liegt, und begab sich in ein elendes Gelass im Hof einer Schenke, in welchem sich die Fässer und das Gerät des Wirtes befinden. Da blieb sie in der Nacht in großer Fröhlichkeit. Um Mitternacht aber ging sie zur Matutin zu den Minderbrüdern (Franziskanern) in der Stadt und bat sie, dass sie ein Tedeum anstimmten. Sie war voller Freude und sagte Gott sei Dank für ihre Prüfung.“

Am nächsten Morgen kamen die Gefährtinnen Guda und Isentrud mit den drei Kindern von der Wartburg herab. Nicht einmal das von Elisabeth einst geförderte Franziskanerkloster traute sich, sie und ihre Kinder gegen das Geheiß des landgräflichen Hofes aufzunehmen. Sie verbrachten die Wintertage zuerst in einem Schweinestall, um schließlich an einen „Feind“ zu geraten, der ihnen gegen die Verpfändung von Schmuckstücken Unterkunft in einer engen, unmöblierten Kammer gewährte. In diese Wochen bitterster Armut fällt ein zentrales Ereignis von Elisabeths Lebens, eine Vision, durch die sie sich in ihrem Handeln motiviert und

gerechtfertigt fühlte. Die Quellen berichten lediglich, dass Elisabeth „die wunderbarsten Geheimnisse Gottes gesehen habe“ und „äußerst glücklich war“.

Derartige Gefühle sind nur aus einer franziskanischen Frömmigkeit heraus zu verstehen. In seiner zweiten Ordensregel („regula non bullata“) von 1221 schreibt Franz von Assisi:

„Und die Brüder sollen sich freuen, wenn sie sich unter geringen und verachteten Personen, unter Armen und Schwächlingen, Kranken und Aussätzigen und Bettlern am Wege aufhalten. (...) Und sie dürfen sich dessen nicht schämen, sondern daran denken, dass unser Herr Jesus Christus (...) sich nicht schämte. Auch er war arm wie ein Fremdling und lebte von Almosen, sowohl er als die seligste Jungfrau und seine Jünger. Und wenn die Menschen den Brüdern Schmach zufügen und ihnen keine Almosen geben wollen, dann sollen sie Gott auch dafür danken.“

Papst Honorius III. hat dem reichlich weltfremden Text die päpstliche Bestätigung verweigert, so dass diese Passage in der schließlich genehmigten Regel („regula bullata“) abgemildert erscheint:

„Die Brüder sollen sich nichts zu eigen machen, weder Haus noch Platz noch irgendein Ding. Und als Pilger und Fremdlinge in dieser Zeitlichkeit in Armut und Demut dem Herrn dienend, mögen sie vertrauensvoll um Almosen ausziehen. Und keine Scham gebührt ihnen, da der Herr sich für uns in dieser Welt arm gemacht hat.“

Doch noch im späten 14. Jahrhundert verdeutlichen die „Fioretti di San Francesco“, ein Legendenzyklus aus Umbrien, was im Franziskanerorden unter einer „vollkommenen Glückseligkeit“ verstanden wurde. In der achten Erzählung der Fioretti unterweist Franziskus seinen Mitbruder Leo:

„Über alle Gnaden, über alle Gaben des heiligen Geistes, die Christus seinen Freunden gewährt, geht es, sich selbst zu besiegen und um Christi Willen gerne Pein, Unrecht und Schimpf und Mühsal zu ertragen. Denn aller anderen Gaben Gottes können wir uns nicht rühmen, denn sie sind nicht unser, sondern Gottes.“

Zur Begründung führt Franziskus zwei Paulusworte an: „Was hast du, dass du nicht von Gott empfangen hast? Und, wenn du es von ihm empfangen hast, was rühmst du dich dessen, als wenn du es von dir hättest?“ (1. Kor. 4, 7) und „Ich will mich jedoch nicht rühmen, es sei denn im Kreuze unseres Herrn Jesus Christus, durch das mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt“ (Gal. 6, 14).

Ein Vergleich zwischen dem letztgenannten Zitat aus dem Galaterbrief und Elisabeths Reaktion auf den Tod ihres Gemahls lässt unschwer erkennen, dass ihre Äußerung von dem Redaktor des Libellus nach diesem Pauluswort stilisiert wurde, um den inhaltlichen Bezug erkennbar zu machen. Ein weiteres Erlebnis der „vollkommenen Glückseligkeit“ im franziskanischen Verständnis hatte Elisabeth nach der Schilderung des Libellus, als sie während der Elendstage in Eisenach in den Straßenmorast gestoßen wurde:

„Eine kranke Witwe, welche häufig Almosen von ihr erhalten hatte und milde Gaben, die ihrem elenden Befinden wohl taten, begegnete der heiligen Elisabeth, als sie zur Kirche ging, an einer engen Stelle, wo Steine zum Übergang über einen tiefen Morast gelegt waren. Aber die Witwe wollte nicht ausweichen und stieß die heilige Elisabeth in den Kot, so stark, dass sie hinfiel und alle ihre Kleider ganz und gar beschmutzt waren. Das ertrug sie geduldig. Lachend erhob sie sich und mit Wohlgefallen wusch sie ihre Kleider aus.“

Eine Tante, die Äbtissin Mechthild von Kitzingen, holte Elisabeth aus ihrem Elend an den Bischofshof ihres Onkels Ekbert in Bamberg. Bischof Ekbert verfolgte Pläne, sie wieder zu verheiraten, was Elisabeth nach dem Bericht der Dienerinnen sehr trotzig ablehnte:

„Selbst wenn mein Onkel mich gegen meinen Willen mit jemandem vermählen wollte, würde ich mit Herz und Verstand Widerstand leisten. Und fände ich keinen anderen Ausweg, so würde ich mir die Nase abschneiden. So hässlich verstümmelt würde ich wohl von niemandem mehr umworben werden.“

4. Marburg

Schließlich kehrte Elisabeth mit den aus Italien zurückkehrenden Soldaten und dem Leichnam ihres Gemahls nach Thüringen zurück, um Ludwig in Reinhardsbrunn, dem Hauskloster der Landgrafen, beizusetzen. Magister Konrad konnte ihr eine Abfindung von 2000 Mark, etwa den Gegenwert von 100 Landgütern, sowie die lebenslängliche Nutznießung landgräflicher Ländereien bei Marburg durchsetzen. Mit der Summe errichtete und betrieb Elisabeth in Marburg ein Hospital, das dem hl. Franziskus geweiht war. Im Dienst an Armen und Kranken setzte sie das in Eisenach begonnene Wirken fort. Im Herbst 1228 empfing sie aus der Hand Konrads das graue Armutsgewand; als „soror in saeculo“ – Schwester in der Welt – trat sie dem geistlichen Stand bei. Das Hospital erhielt eine bruderschaftliche Organisationsform. Seine wirtschaftliche Grundlage beruhte neben dem Witwengeld auf den bescheidenen Einkünften der Marburger Ländereien sowie auf den Spendeneinnahmen einer Franziskuswallfahrt zur Hospitalkirche, für die Konrad von Papst Gregor IX. einen Ablass erwirken konnte. Ihren Hang, die finanziellen Grundlagen verschwenderisch zu gebrauchen, setzte Elisabeth jedoch in Marburg fort:

„Als sie nach bitterer Armut einen großen Betrag als Witwengeld erhalten hatte, rief sie die Armen und Schwachen in einem Umkreis von 12 Meilen um Marburg an einem bestimmten Tag und Ort zusammen und ließ fünfhundert Mark verteilen. (...) Nach dem Weggang der kräftigen Leute blieben in der folgenden Nacht bei Mondschein sehr viele schwächere und kranke Personen am Zaun des Hospitals und in den Winkeln des Hofes liegen.“

Als Elisabeth ihnen weitere Geldspenden zukommen, Brote bringen und ein Feuer entfachen ließ, fingen die Leute an, in Dankbarkeit zu singen, und Elisabeth sprach:

„Seht, ich habe Euch doch gesagt, wir sollen die Menschen froh machen.“

Es handelt sich um ein klassisches Elisabethzitat, das zeigt, worum es ihr gegangen ist. Nach heutigem Verständnis ist die Verteilung von einem Viertel der gesamten finanziellen Basis an einem einzigen Nachmittag nicht unbedingt ein weitsichtiges Handeln. Allerdings dachte auch Elisabeth ganz pragmatisch: Das Vermögen stand ihrem Lebensentwurf eines apostolischen Daseins in völliger Armut entgegen, daher musste sie sich so schnell wie möglich der materiellen Güter entledigen. Ihre Zeitgenossen haben sie deswegen noch scharf kritisiert; sie hielten die Geldverteilung für töricht. Doch nach ihrer Heiligsprechung wurde der Vorfall anders verstanden: In dem bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts fertig gestellten Elisabethschrein wird die Verteilung des Witwengeldes als eine singuläre und zeichenhafte Handlung dargestellt und – das geht aus den ikonographischen Bezügen des Schreins hervor – als besonderer Akt einer „Christoformitas“ der Heiligen interpretiert.

Der Libellus gibt einen anschaulichen Bericht von dem Leben und den finanziellen Engpässen im Marburger Hospital:

„Sie bereitete Speisen, aber ganz unschmackhaft, weil sie weder kochen konnte, noch das dafür nötige zur Verfügung hatte. Wegen der überaus großen Armut gab sie sich oft mit wässrigen Suppen aus Hülsenfrüchten oder Krautblättern zufrieden. Diese an sich schon ärmliche Speise, die sie wegen ihres Betens unaufmerksam zubereitete, schmeckte dann auch noch angebrannt.“

Um ihre Handarbeitskünste war es keineswegs besser gestellt:

„In dieser Weise besserte sie auch alte, zerrissene Stellen ihres verschlissenen Gewandes aus, indem sie es, obwohl der Nadel unkundig, mit billigen Fetzen flickte.“

Daneben hielt sie die Insassen des Hospitals mit teilweise drastischen Mitteln zu einem gottgefälligen Leben an:

„Einmal forderte sie eine arme alte Frau zur Beichte auf. Als das nichts nützte, und weil sie da lag, wie wenn sie schlief, keine Lust zum Beichten zeigte und der Ermahnung nicht achtete, züchtigte die selige Elisabeth sie mit Ruten und brachte so die Widerwillige doch zum Beichten.“

Eine von ihr praktizierte Strafe bei Übertretungen durch das Pflegepersonal war die Haarschur. Doch auch einem auffallend schönen Mädchen, das kein Gebot übertreten hatte, ließ Elisabeth die Haare mit den Worten scheren: „Wenigstens geht sie mit abgeschnittenen Haaren nicht mehr zum Tanz.“

Elisabeth Busse-Wilson hat aus derartigen Begebenheiten eine Verbitterung und Verhärmung Elisabeths herausgelesen, die sie auf die strenge Zucht durch Magister Konrad zurückführte. Zweifelsohne verfolgte Konrad den ehrgeizigen Plan, aus Elisabeth eine Heilige zu formen, einen Plan, den er nach ihrem Tod mit seinen Kanonisierungsbemühungen energisch weiter betrieb. Er unterzog Elisabeth harten Züchtigungen, aber er untersagte ihr auch den direkten Kontakt zu den Kranken und verbot ihr, sich ihre Almosen vom Mund abzusparen. Schließlich trennte er mit einer fadenscheinig anmutenden Begründung Elisabeth von ihren langjährigen Dienerinnen:

„Er fürchtete nämlich, wir würden mit ihr über ihren früheren Glanz sprechen und sie könnte dadurch in Versuchung geraten und ihm nachtrauern. Um sie zur Anhänglichkeit zu Gott zu führen, entzog er ihr jeden menschlichen Trost, den sie aus unserer Nähe hätte schöpfen können.“

Die beiden Dienerinnen ersetzte er durch zwei neue, „gestrenge Frauen (...), von denen sie viele Bedrängnisse zu erleiden hatte.“

Waren die Anordnungen Konrads eine Reaktion auf Elisabeths unbeugsamen Willen und ihre wenig vernunftorientierte Führung des Hospitals, waren es Versuche, einem sich selbst zerstörenden Leben entgegenzuwirken, oder war es der Ausdruck von krankhafter Eifersucht und sadistischer Quälerei, der Konrad dazu veranlasste, alles Vertraute von Elisabeth zu trennen? Die umfangreiche Elisabethliteratur bietet jede nur erdenkliche Interpretation an.

Alle diese Umstände, die harte Arbeit im Hospital, die schlechte Kleidung, die ungesunde Ernährung, die Quälereien der neuen Dienerinnen und die Züchtigungen Konrads, haben Elisabeths Leben ein frühes Ende bereitet. In der Nacht vom 16. auf den 17. November 1231 starb sie im Alter von 24 Jahren, erschöpft von der aufzehrenden Arbeit und den erlittenen Entbehrungen.

5. Heiligsprechung und Verehrung

Magister Konrad betrieb schon bald bei Papst Gregor IX., seinem früheren Studienfreund, die Heiligsprechung Elisabeths. Nach 600 Zeugenvernehmungen wurde das Verfahren 1233 mit der Ermordung Konrads zunächst ergebnislos eingestellt. 1235 konnte die Kanonisierung dann doch erfolgen, nachdem das Hospital in den Besitz des Deutschen Ordens gelangt war und ein Familienmitglied des Thüringer Landgrafenhauses, der ebenfalls Konrad hieß, Ordensangehöriger wurde. Die Familie erinnerte sich an Elisabeth; eine Heilige in den eigenen Reihen erschien politisch überaus nützlich. Eine große Koalition aus landgräflicher Familie, dem Deutschen Orden, dem Kaiser und dem Papst einigte sich schließlich, so dass Elisabeth am Pfingstsonntag 1235 von Papst Gregor IX. in Perugia heiliggesprochen wurde.

Der Andrang der Pilger zum Grab Elisabeths war eine nahtlose Fortsetzung des Zustroms von Bedürftigen, die zu Lebzeiten der Heiligen das Franziskushospital aufgesucht hatten. Zwei Darstellungen des 13. Jahrhunderts am Reliquienschrein und im Elisabethfenster zeigen, wie Pilger aufgenommen und von der Landgrafenwitwe gespeist werden. Nach 1231 kamen Kranke und Verkrüppelte, die auf ein Wunder am Grab hofften, so wie es um 1280 auf dem Sockelrelief am Marburger Elisabethmausoleum dargestellt wurde. Die Herkunft der durch bezeugte Wunder Geheilten konzentriert sich auf den oberhessischen Raum. Schon wenige Monate nach dem Tod Elisabeths begann ihr Beichtvater Konrad mit der Errichtung einer ersten Wallfahrtskirche. Der Einzug der Wallfahrt reichte in jenen frühen Jahren im Norden bis zur Weser, im Süden bis zum Neckar, im Westen bis zum Rhein und im Osten bis zur Werra. Zur Erhebung der Gebeine am 1. Mai 1236 anlässlich eines Besuchs von Kaiser Friedrich II. waren zahlreiche Pilger in Marburg anwesend. 1357 hielt sich Karl IV. am Grab auf. Danach verlor Marburg als Pilgerziel offenbar an Bedeutung: In den Itineraren zu den Pilgerreisen des Grafen Philipp von Katzenelnbogen, der Marburg 1434 auf seinem Weg nach Köln besuchte, und einer Hildesheimer Reitergruppe, die 1489 über Marburg zur Aachener Heiligtumsfahrt unterwegs war, bleibt das Elisabethgrab unerwähnt. 1539 ließ Landgraf Philipp der Großmütige die Reliquien auf das Landgrafenschloss bringen; nur ein Teil wurde 1549 wieder zurückgeführt. In größerem Ausmaß gelangten Elisabethreliquien im Jahre 1588 auf Veranlassung des Erzherzogs Maximilian von Österreich, einem späteren Hochmeister des Deutschen Ordens, nach Wien, wo sie bis heute im Kloster der Elisabethinnen verwahrt werden.

Doch zurück zur heiligen Elisabeth: Als zentrales Motiv ihres Handelns nennt der Kirchenhistoriker Friedhelm Jürgensmeier die „con-passio“, ein Mit-Leiden „bis hin zum physischen Einsatz ihrer Person. Sie tat es in zum Teil befremdender, bestürzender Art. Elisabeth spiegelt deutlich das höchste religiöse Streben ihrer Zeit wider. Sie war eine Frau der eruptiven und bahnbrechenden Epoche der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die eine konsequent und radikal christliche Antwort gab auf drängende Probleme und Fragen ihrer Zeit. Sie tat es auf ihre Weise und nach ihrem Verständnis.“

Vortrag zum Auftakt des Ökumenischen Samstagspilgerns am 3. Februar 2007 auf der Neuenburg bei Freyburg/Unstrut